

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Das steht außer allem Zweifel!“ bestätigt Philipp von Cure in seiner feurigen, gewinnenden Weise. Er wendet sich mit lebhaftem Gesten- und Mienspiel seinem kaiserlichen Herrn zu. „Wenn man bedenkt: Wellington, der sonst so vorwärtige und kluge Wellington, zieht sich erst morgens gegen zehn Uhr aus seiner gestern behaupteten Stellung bei Quatrebras zurück. Ney bestet sich an seine Fersen. In den Dyle-Brüden bei Genappe kommt es mit der Nachhut zum Gefecht! — Hätte der Marschall tapfer zugegriffen, wie es sonst seine Art war — was wäre aus Wellingtons Armee geworden, da Euer Majestät Ney auf dem Fuße folgte?“

„Sie haben recht. Und doch, das meinte ich nicht. Ich dachte an den Augenblick, da die zurückgehende englische Armee Mont-St-Jean erreicht, — da unsere Batterien ihr gegenüber nördlich von Belle-Alliance aufzuführen und, den rückwärts haltenden englischen Fuhrpark beschießend, eine heillose Panik unter den Briten verursachten, so wie mir das,“ — er wandte sich gegen seinen Begleiter zu seiner Rechten — „Graf Bertrand geschildert.“

„So war es, Sire.“

„Warum hat da der Marschall, sonst der tapferste meiner Tapfern, nicht sofort angegriffen?“

„Sire, er hatte keinen direkten Befehl.“

„Und wenn auch nicht! Er war der Erste von uns beiden am Rufe. Er mußte handeln.“ Ein Windstoß, von Regen geschwängert, segt den dreien ins Gesicht und reißt dem Kaiser die Worte vom Munde. Fester hält sich Napoleon in seinen Mantel. Und als fiele ein Schlag Schatten aus seiner Seele Tiefen über seine Blicke, verfinstert sich sein Gesicht.

„Daran merk ich's deutlich, daß mir die besten meiner Unterführer fehlen. Das Schicksal hat mir doch viel genommen!“ Wieder ein Windstoß. Napoleon schauert in sich hinein.

Graf Bertrand blickt schweigend zu Boden. Philipp Cure aber scheint die letzten Worte überhört zu haben.

„Sire — gestatten Sire, daß ich den Marschall verteidige?“ ruft er in seiner lebhaften Art, immer bemüht, überall das Gute herauszufinden und ins rechte Licht zu rücken. Napoleon bejaht mit einer leichten Neigung des Hauptes. Ganz mechanisch. Wer sein Sinuen weiß schon wieder bei den Engländern: werden die standhalten? Werden die morgen noch standhalten?

Der Marschall hatte keinen Befehl von Ew. Majestät, Wellington bei Mont-St-Jean anzugreifen. Er war eingeschüchert durch seine bei Quatrebras begangenen Fehler; eingeschüchert dadurch, daß er dort nicht glücklich operiert.“ So spricht Philipp von Cure auf Napoleon ein, der, den forschenden Blick in die Ferne gerichtet, mit unbeweglichem Gesicht neben ihm schweift. „Er wagte es nicht, die Verant-

wortung auf sich zu nehmen und zog es vor, Euer Majestät Ankunft abzuwarten. Bedenken Sire“ — man stockt der General doch.

„Was —?“ Ein kurzer, kalter Seitenblick Napoleons. „Daß — —!“ Philipp von Cures Stimme senkt sich. Langsam und zögernd kommen seine Worte. „Daß, wäre ein solcher Angriff misslungen, der Marschall bei dem Verhältnis — bei dem Verhältnis, das ihn noch vor kurzem mit Ludwig XVIII. verbunden, vielleicht bei Euer Majestät in den Verdacht des — Verrates gekommen wäre —“

Napoleons Haupt fährt herum. Drohen und Erschrecken steht in seinen Augen.

„Welch ein monströser Gedanke!“

„Verzeihung, Sire, das war des Marschalls eigne Befürchtung. Und so unbegründet an sich sie auch sein mag, angeht das Verhalten von Marmont im Vorjahre, angeht das Verhalten von General Bourmont vor wenigen Tagen, wäre — und sei es auch nur in der Meinung der Truppen — auch vielleicht ein Verrat Neys als möglich erschienen.“

Napoleon blickt grabaus. In ebernem Schweigen. Der Sturm peitscht ihm von neuem den Regen ins Gesicht. Er schauert von neuem in sich hinein. Aber nicht vor Wind und Nässe. Wie unsinnig dieser Gedanke. Und doch, daß er überhaupt gedacht werden konnte!

Wankt ihm der Boden denn wirklich unter den Füßen? Ist sein Thron wirklich auf so schwankenden Säulen erbaut, daß man ihn überall von Verrat umlauert glaubt? Weiter schreitend senkt er die Lider über die Augen.

Ein Ausruf der Freude rüttelt ihn auf.

„Sire! Sie halten stand! Dort drüben bei Mont-St-Jean die lange Kette der feindlichen Bivakfeuer!“ Bertrand ruft es aus.

Napoleon hat jäh das Haupt erhoben. Er steht still. Mit geblähten Nüstern, den Kopf weit vorgebeugt, trinkt sein Auge förmlich das schöne Bild. Feuer an Feuer — von West nach Ost — in endloser Reihe. Triumph, heller Triumph tritt in seine Augen.

„Sie halten stand! Sie entziehen sich mir nicht mehr! — Morgen um diese Stunde werden sie vernichtet sein!“

Da — ein schriller, durchdringender Eulenschrei. Nachtvogelkugeln schlagen. Ein schwerer Körper flattert durch die Luft. Napoleons Hut fällt vom Haupt. Philipp von Cure schlägt nach dem Tiere. Hohnlachend fliegt es ins Dunkel hinein.

Einen Augenblick steht der Kaiser wie gebannt. Mit großen starren Augen. Ein ungeheures geisterhaftes Etwas schreitet da aus der Nacht gegen ihn heran. Mit atemraubenden Händen greift es nach seiner unerschrockenen Seele, droht ihn zu ersticken. Da rafft er sich jählings auf, schüttelt es von sich ab mit zorniger Gewalt.

„Kommen Sie, meine Herren,“ ruft er laut. „Die Befehle zum Angriff müssen sofort ausgefertigt werden!“

Langsam ringt sich die Sonne des 18. Juni durch graue Regenwolken. Auf einer Anhöhe bei Rosomme, etwa tausend Meter südlich des Borwerks Belle-Alliance, hält Napoleon auf seinem arabischen Pferde. Neben ihm einige Herren seines Stabes. Auch Marschall Ney ist unter ihnen und General von Eure.

Das sonst so kalt verschlossene Antlitz Napoleons erhellt ein Leuchten stolzer Befriedigung. Hier fühlt er sich wieder so ganz in seinem Element! Seine Truppen, die auf der breiten, wohlgepflegten Straße von Genappe nach Belle-Alliance an ihm vorüberziehen, umjubeln voll heißer Kampfeslust ihren Agott, ihren Kaiser. Was tut's, daß sie die regenschwere Nacht unter freiem Himmel durchwachten? Heute — heute führt er sie von neuem zu Ruhm und Sieg!

Und des Kaisers dunkles Auge ruht mit triumphierendem Glanze auf seinen Heeren: auf der prächtigen Reiterei, auf der straff geschulten Infanterie, auf Karaffieren und Grenadiern, auf Dragonern, auf den Jägern zu Pferde, auf den Ulanen. Die Trommeln rasseln. Die Trompeten schmettern. Alte Schlachtlieder, in tausend Siegen gesungen, rauschen von den Musikbänden begleitet an Ohr und Seele des Kaisers vorbei. Die Fahnen — die Fahnen wehen und flattern. Sie neigen sich hubbigend vor dem Sieger so vieler Schlachten. Was ist auf ihren Bändern zu lesen? Vobis — Ulm — Austerlitz — Jena — Eylau — Wagram —! Seine außerordentliche Vergangenheit zieht mit diesen Tropfen an seinem geistigen Auge vorüber. Und der Glanz der Erinnerung, der Glanz der Gegenwart ist so strahlend, so blendend und berauschend, daß er jede trübe Vorahnung, jede geheime Sorge der letzten Wochen verschlingt, daß kein gespenstiges Bangen mehr an seine Seele heranschleicht. Mit diesen Truppen muß er siegen! Er winkt. „Vive l'empereur! Vive l'empereur!“ umbraust und umbrandet's ihn wie ein jauchzendes Meer.

Die Fahnen wehen und flattern — „Ein wunderbares Schauspiel!“ kommt es fast unwillkürlich aus Philipp von Eures Munde, der auf seinem Falben seitwärts hinter Napoleon hält. Seine braunen Sonnenaugen hängen voll abgöttischer Verehrung an seinem Gebieter. „Wer hätte das gedacht — vor wenigen Wochen in Elba!“

Der Kaiser wendet das Haupt ihm zu. Ein Lächeln, so überaus selten bei ihm, kräuselt seine feinen Lippen.

„Ja, General! — Damals und heut! Ich denke, ich darf an meinen Stern noch glauben! Die Erde scheint stolz zu sein, so viele Brave zu tragen. Und all diese Braven sind mein!“

„Und Sire, das Beste von allem: der Gegner kann dieses großartige Schauspiel überschauen. Dieser Anblick wird ihn zittern machen!“ ruft Marschall Ney. Etwas Lautes, Fortclertes liegt heute in seinem Wesen. Mit grazioser Unruhe, die sich vom Reiter aufs Ross überträgt, tänzelt sein Brauner mit ihm umher.

Napoleon aber setzt das Fernrohr an.

Dort im Norden von Belle-Alliance unter einer weithinragenden Ulme, erblickt er den Herzog Wellington. Hinter ihm, bei Mont-St.-Jean zu beiden Seiten der Brüsseler Straße, auf dem lang von West nach Ost sich hinstreckenden Höhenzuge stehen seine Briten, und die ihnen verbündeten Hannoveraner, Nassauer, Braunschweiger, Niederländer — wie die Mauern.

Wie die Mauern! In geringschätziger Verachtung zieht Napoleon die Schultern hoch. In wenigen Stunden werden sie zertrümmert sein, von diesen feinen herrlichen Truppen, die noch immer unter tosendem Jubel an ihm vorüberziehen bis nach Belle-Alliance, um von hier aus nach Ost und West in zwei Strömen auseinander zu fluten und rechts und links von der Straße in langer Front auf dem Höhenrücken den Feinden gegenüber Aufstellung zu nehmen. So wie er vor zwei Tagen die Preußen in die Flucht geschlagen, die er jetzt von Marschall Grouchy verfolgt, auf Namur zu, der Heimat entgegen, auf dem Rückzug glaubt, so wird er heute diese da, ihre Verbündeten schlagen. Nein, nicht schlagen! wird sie vernichten. Und dann fürchtet er auch Oesterreicher und Russen nicht mehr!

Dann ist Frankreich ihm gerettet! Dann ist der Thron sein. Sein und seines Sohnes! —

Ein Feuer heißer Ungeduld flammt aus den Augen des Kaisers. Daß es erst so weit wäre! Daß doch der Aufmarsch erst beendet! Er brennt vor Begierde, endlich angreifen zu können!

Und nun naht die Alte Garde, diese Elitetruppe, die der Imperator als letzte Reserve hinter der Schlachtordnung in der Hand behält.

Die Alte Garde — die Unbesiegbaren — mit denen sein Schicksal aufs engste verknüpft ist.

Eine herrliche Truppe — die stolzeste von allen. Und doch geht ihm bei ihrem Anblick ein Stich durchs Herz. Die Falte zwischen den dunklen Brauen vertieft sich. Auf den Schneefeldern Rußlands beinahe vernichtet, hat sie bei der Renausschreibung im Mai ihre Sollstärke nicht entfernt erreicht.

Doch im Augenblick ist der heimtückisch stechende Schmerz vergessen, der Schatten auf seinem Antlitz wieder verwischt. Ein ungeheurer Jubel bricht los — er umbrandet ihn förmlich.

„Vive l'empereur! Vive l'empereur!“

Sie, die bärenmäßigen Unbesiegbaren sind wie im Rausch.

Und hingerissen von den Begeisterungstürmen zieht Philipp von Eure den Hut.

„Sire, daß wir in diesem Augenblick in die feindlichen Reihen einbrechen könnten! Weggeweht würden sie werden, wie Schiffe vom Orkan!“

Napoleon nickt. Er hat das gleiche Empfinden. Er fiebert geradezu vor Ungeduld. Wonne wär's, die jubeltrunknen Massen jetzt auf die Feinde loslassen zu können! Aber noch muß er kaltblütig sich Zügel anlegen! Noch ist die Schlachtordnung nicht in allen ihren Teilen vollendet. Aber wenn dies geschehen ist —! Dann —! Dann —!

Im Turmszimmer des Schloßchens von Frischermont sieht ein junges Weib, den Arm um das Kreuz des geöffneten Fensters geschlungen. Tostka ist es. Totenblässe bedeckt ihr Gesicht. Die einst so weichen Züge sind scharf, wie mit einem Messer geschnitten. Mit weit vorgeneigtem Kopf schaut sie ans Auge voll verzweifelter Herzensangst auf das Bild, das sich zu ihren Füßen entrollt hat.

Welch ein Anblick! In seiner lebensfatten, todgeweihten Schönheit macht er ihr Herz bis ins Innerste erbeben. Auf zwei langen Hügelreihen stehen die Feinde einander gegenüber. Auf der nördlichen, mit dem Rücken gegen Mont-St.-Jean, zu beiden Seiten der Brüsseler Straße, haben — den Angriff schon seit dem frühen Morgen erwartend — die Engländer und ihre Verbündeten ihre Aufstellung gefunden. Döstlich und westlich der Meierei Belle-Alliance, in gleich langer Kette die Franzosen. . . Zwischen ihnen ein etwa zweitausend Meter breiter Grund, in dem im Westen das feste Schloß Hougomont, an der von Nord nach Süd ihn durchquerenden Straße der Pachtshof La Haye Sainte, und im Osten, unterhalb Frischermont Papelotte und La Haye eingebettet sind, — kleine Kastelle, von den Truppen Wellingtons besetzt.

Auf den untersten Stufen der terrassenartig ansteigenden Höhen hat ein jeder der beiden Gegner seine Artillerie aufgepflanzt. Mit unheimlichem Drohen ragen die schwarzen Rohre in die helle Luft.

Daß man den Schleier des Schicksals heben könnte! Wer — wer wird am Abend der Sieger sein?

(Fortsetzung folgt.)

Die Leiden der Stadt Schütz und des Schützerlandes im 30jährigen Krieg.

Von Stadtpfr. Boeckner-Schütz.

(Schluß.)

Im September liegt wieder zahlreiches Hesse-Kasseler Kriegsvolk im Schützerland. Am 2. September 1634 schreibt Landgraf Wilhelm „an sämtliche Generale“ zu Schütz, dem in Strichfeld (Hersfeld) einlogierten Kapitän Knoblauch sei auf Anweisung des Landgräfl. Amtmanns von Peterswald das Gericht Schütz zu seinem Unterhalt zugewiesen; „als ist unser gnädiges Begehren, daß Ihr denselben und damit den 8. hujus anfangt daselbsthin wöchentlich richtig ablieferet, damit kein Mangel erscheine und in Verpleibung dessen die Soldaten selbigen Unterhalt vermittelst militärischer Exekution selbst einzubringen nicht veranlaßt werden.“

Interessant ist ein Verzeichnis der wöchentlich für die einquartierten Soldaten zu zahlenden Verpflegungsgelder. Es erzielten: ein Kapitän 17 Rthlr., ein Leutnant 9½ Rthlr., ein Wachmeister 9½ Rthlr., ein Frensch 7½ Rthlr., ein Sergeant 2 Rthlr., ein Fournier 3 Rthlr. 8 Albus, ein Kapitän d'armis 2 Rthlr., ein Trommelschläger 1½ Rthlr., ein Feldpfeifer 1½

Ritt., ein Korporal 1/2 Rthlr., ein Gefreiter 1/2 Rthlr. Danach kann man sich eine Vorstellung davon machen, welsch' ungeheure Summen durch die fortgesetzten Einquartierungen und Kontributionen von den Bewohnern erpresst wurden, und man wird begreifen, daß im Laufe der langen Kriegszeit eine entsetzliche Not und Armut einzog. Nach der vernichtenden Niederlage der Schweden bei Nordlingen wälzt sich der Strom der Kaiserlichen, Schreden und Verderben verbreitend gen Norden und überflutet auch das schon furchtbar mitgenommen und ausgefaugte Schlißerland. Immer entmenschter wüthen die durch die lange Kriegszeit verrohten heutigetierigen Soldatenscharen, ganz einerlei, ob sie der evangelischen oder der katholischen Kriegführenden Partien angehörten. Der einstige Religionskrieg ist ein ausschließlicher Raub- und Beutekrieg geworden.

Anno 1635 überfluteten wilde Kroatenscharen unter Holani und Marco Freiherrn von Corpes das Schlißerland. Die kaiserlichen Offiziere nahmen in der Vorderburg Quartier und erpressen trotz der unbeschreiblichen Not 896 Rthlr.

Damals wurde von Fulda her zum zweitenmal der Versuch gemacht, das Schlißerland wieder katholisch zu machen. Der evangelische Pfarrer berichtet darüber im Kirchenbuch: „Dienstag 21. July wurde ich auf Befehl des Wps von Fulda meines Pfarramts widder herauß, aber der katholische Priester sich des Pfarramts in keinem Theil wedder mit Predigt, noch Sakrament administrieren, noch Taufe vorgenommen, sondern aus Furcht vor den Kriegern sich widder nach Fulda begab (sowohl auch der Kirchner und Schulknecht).“ Es war vielleicht noch andres Moment, das die von Fulda Gesandten zum eiltigen Abzug brachte, nämlich der Ausbruch einer zweiten mit erschreckenden Heftigkeit auftretenden entseßlichen Pestepidemie. Die verheerende Wirkung der Seuche wurde begünstigt durch die zahlreichen, armen, halbverhungerten Landbewohner, die vor den Grauelthaten der Kroaten im Städtchen Zuflucht suchten, in der Meinung, hier doch etwas mehr Schutz zu haben, als auf dem flachen Lande.

Ganz erschütternd ist es, im Kirchenbuch die lange Liste derer zu lesen, die der Pest zum Opfer fielen. Im August raffte die Seuche 109 Menschen dahin, im September 330, an manchen Tagen bis zu 20 und mehr; im Oktober 200, im November 36, im Dezember wieder fast ganz zu erlöschen. Desteres liest man die Bemerkung: „Und ist also dieß Hauß rein ausgestorben.“ Im ganzen fielen ihr in wenigen Wochen 684 Menschen zur Beute, im Schlißerland zusammen nach einer Bemerkung im Kirchenbuch 966. Eine alte Abschrift aus einem leider nicht mehr vorhandenen Buch der Bäderumung in Schliß berichtet sogar von 1100 Toten, und gibt uns in andern an anschauliches Bild jener schrecklichen Zeit. Wir lesen darin: „Zum Gedächtniß der nachkommen ist in das Becker Buch geschrieben worden, daß in dem Jahr 1635 hier in Schliß und fuldischem Landt ein gemein groß landsterben gewesen, und in Schliß und auf den Dörfern an der pest gestorben sind auf die Fiftshundert Menschen Jung und Alt, man hat dazumahl als eben das sterben im Herbst wahr, manchen tag 20 oder 24 menschen auf einmahl begraben, daß denn ofter geschah, daß ein oder mehr Kerlen Ein Todten auf den Kirchhof zum grabe trugen, den anderen tag trug man die oder der träger ein theil wieder zu grab, daß also keiner vor dem Todte dazumahl sieher seyn konte. Es war auch so etne betrübte Zeit, das die Leudte aus furcht des todes, die räben und Kraut, auch äpfel und birn, wie auch den flachß auf der stauchet stehen und liegen laßen und nichts heims schafften, das gar erbärmlich wahr, dazumahl starb auch mein Better Hans Paul der älter und 3 Brüder, wie denn auch mein Schwäger schwieger und schwager und halben also auch die Zahl der 1100 erfüllen.“ Kaum ist diese schreckliche Pestzeit vorüber, da stellt sich auch schon ein anderer unerwünschter Gast ein. 1636/37 nämlich eine furchtbare Feurung und eine damit verbundene grauentvolle Hungersnot. Darüber hören wir in oben angeführter Urkunde Folgendes: „Weilen noch Raum und Platz da gewesen, ist zum Gedächtniß die beschwehliche Zeit beschrieben worden, so in den Jahren 1636 und 1637 hier in Schliß bey dem großen Kriegswesen wir erlebt und gesehen haben. In den bemelcten Jahren gast ein Maasß Korn 3 fl. 14 Böhmisch Gulden etwa 2 Mk. Wert; Kaufwert nach unserm Geld etwa 6—8 Mk., 1 Böhm = 6 Rheinlg., ein maasß Gersten 3 fl., ein viertel Korn (3 Str.) = 16 spanische thaler oder 26 1/2 fl. 7 Böhmisch, die Gersten wahr 16 reichsthaler oder 24 fl. Dazumahl aßen die armen Leute hundert und schweinenfleisch von wachen, etliche buden Eichel brodt, auch feinkuchen Brod, und lochen die Fische aus den Teichen und Pfützen zur nahrung. In Summa es war so eine elende Zeit, das auch diese Leudte Hungersnot starben, welches viel, die jetzt noch leben, wohl erfahren und nicht genug beschreiben können!“

1636 haben die Gerichtsjunker wieder einmal Ursache, bei den Kriegsräten in Rassel Beschwerde zu führen über vorgekommene Plünderungen, und bemerken dabei bitter, sie wären schließlich gezwungen, „samt den wenigen noch vorhandenen armen und bis aufs Mark ausgefogenen Leuthen die übrigen bloßen Hütten zu verlassen und notwendig den Bettelstab zu ergreifen.“ Außerdem bringen die Gerichtsjunker noch Folgendes vor: Vor ein paar Monaten seien sie von dem Obristen Jean de Rizeth zu einer Kontribution nach Dirschfeld (Dersfeld) gezogen worden,

hätten sich deswegen mit ihm verglichen, damals, als die Kaiserlichen in der Nähe waren. Abgesehen von einem geringen Nachstand sei alles geregelt worden, hernach aber, da er sein Gebiet verlassen, sei es von den Kaiserlichen okkupiert worden, denen sie ebenso Kontribution bringen mußten. Nach seiner Rückkehr habe er den ganzen Rest von 150 Rthlr. unter starker Bedrohung militärischer Exekution gefordert und sie solche aus Furcht der Bedrohung in zwei Hefen zu erstatten sich erboten. „Der Obrist wollte aber damit nicht zufrieden sein, sondern mit Verstärkung unfers zu dem Endt abgefertigten Schultzeiß seiner Bedrohung zu effektieren angefangen und den Kapitän Hausmann mit einem starken Trupp mousquetiere geschickt, damals als noch obendrein Kapitän Knoblauch vom Komrodschen Regiment in Schliß im Quartier lag. Die Leudte in Angst erklären sich bereit, alles, was immer möglich zusammenzubringen, auch dazu der Anfang gemacht, als gemelter Kapitän Hausmann den zur Einnahme verordneten Personen die Zeit nicht gönnen wollen, sondern von ihrem Ort in sein Logement abführen und daselbst verwahren lassen, die Soldaten aber ihn und widder in die Häuser geschickt, was ihnen gefallen, geraubt und geplündert. Da man ihm dem Kapitän 120 Rthlr. auf Abschlag erlegt, nicht allein schimpflich verworfen, sondern auch seinen Soldats, daß sie Rißen und Rassen ausschlagen, nahmen und plündern sollten öffentlich zum Feiße herausgeschrien, welchem sie so flehlig nachkamen, daß auch der Kirche nicht geschont wurde. (sie wurde zum 1. Mal geplündert 1628 von fuldischen Soldaten.)

Am andern Tag habe er „nicht eher weichen wollen, bis man ihm 220 Rthlr., also 70 mehr, als anfangs gefordert, in barem Geld erlegt.

Danach wurden von dem Major Langberger dieser bezahlten Kontribution ohngeachtet 100 Rthlr. angefordert.“

Noch ein anderer Kapitän Namens Danstein ja gekommen und habe gedroht, „es noch ärger tun zu lassen, als es der Obrist Rizeth habe tun lassen“. Er forderte die „Kleinigkeit“ von 500 Rthlr., „so ihm die unrigen vor 2 Jahren auf Dirschberg (Burg Herzberg bei Grebenau) zu erledigen schuldig gewesen sein sollen, wo doch zur Zeit nicht dieser Kapitän Danstein, sondern Knoblauch von dem Komrodschen Regiment allhier die Kontribution und Quartier gehabt. Dieß unsern Leuthen eine ansehnliche Herde Vieh entführen.“

Die Gerichtsjunker bemerken schließlich voll Bitterkeit zu diesen entseßlichen Drangsalen: sie würden „fast wie Feindliche behandelt, ein Jeder fordere nach Belieben und gehe sofort zum Raube über.“

Die Kriegsräte forderten daraufhin den Obersten Rizeth auf, über die Tat des Kapitän Hausmann an Landgraf Wilhelm zu berichten, und geben dem Offizier selber die Mahnung: „Mit Euch das ernstliche Begehren: „Ihr wollt es bei Euern Untergebenen dahin richten und die gehörige ernste Verordnung thun, damit die geplünderten Prozeduren unterbleiben und niemand beschwert werde.“

Doch es ist nunmehr ein Ding der Unmöglichkeit, der durch die lange Kriegszeit völlig verrohten, heutigetierigen Soldateska, wie auch ihrer Führer bezukommen. Bald hier, bald dort wuch ein Soldat im Streit von andern getödt. Auch ein schwedischer Leutnant „Dorless Anderson von Gobenburg einer vornehmten Handelsstadt in Schweden“ wurde von seinem Rittmeister erstochen und hier beerdigt.

1637 sind es zur Abwechslung wieder einmal Kaiserliche, die von den bis aufs Blut ausgefaugten Bewohnern wiederum gegen 1000 Rthlr. erpressen. Es war die Aufbringung der Summe aber noch dadurch möglich, daß zunächst Otto Hartmann von Schliß gen. von Dörß den Betrag vorlegte, um ihn später auf die einzelnen Ortschaften ausschlagen zu lassen. Unter diesen Orten wird noch Berengerod aufgeführt, nordwestlich von Schliß gelegen; es ist in jener furchtbaren Zeit dann von seinen wenigen Bewohnern verlassen worden, schließlich gänzlich vom Erdboden verschwunden und heute erlunet nur noch ein Waldstück „Berengerod“ an ein vor langen Zeiten einst vorhandenes Gemeinwesen. Immer trostloser gehalten sich infolge der jahrelangen unaufhörlichen Drangsale die Verhältnisse. Auf einem Schriftstück vom 1. August 1637 klagt ein Unbekannter, daß „die liebe Frucht mehr Schaden erleidet, welcher mehr zu beklagen, als zu beschreiben ist. Die noch wenigen übrigen armen Leute seien aber „durch Pest, Hunger, Kontribution, Einlogieren und Plünderungen demmaßen ruiniert, daß wann die praetentirte Schuld bezahlt werden solle, die ihnen zu bezahlen ohnmöglich, ansonsten man die leeren Hütten wüß und oße stehen lassen müßte, wovont niemand nicht gedient und die armen Leute gar zur Desperation gebracht“ würden.

Daß die Verhältnisse ganz trostlos waren, geht wohl auch daraus hervor, daß selbst ein kaiserlicher Offizier bei seinem General Holani für das Gericht Schliß sich verwendet: Es sei „von kroatischen Völkern bergestalt okkupiert, daß das Vermögen geringer, als zu beschreiben ist.“

Nach Abzug der Kroaten rüden wenige Wochen später trotz der beispiellosen Not und Armut wieder Hessen-Kasseler ein und nehmen durch Wochen lang andauernde Einquartierungen den wenigen noch übrig gebliebenen, unglücklichen Bewohnern das Letzte, was sie besitzen.

Am Juni 1638 hören wir, daß „3 Kompagnien zu Pferd“ in Schütz Quartier bezogen haben. Verzweifelt schreiben in diesen Tagen die Gerichtsjunker nach Kassel und es ist wohl nicht übertrieben gewesen: „Von fernereem Wohnen oder Haushalten im Gericht Schütz ist kein Gedanke mehr, welchen Grund Ruin von hochoblichem Hauß Dessen, wovon wir billig alle Protektion, Gnade und Schutz verhoffen, meritirt zu haben, uns nicht versehen.“

Die Kriegsrate erwidern in lakonischer Kürze, es sei nichts zu ändern. General-Deutnant Melander habe „expresse ordre nach dem Stift Fulda um in dessen Dertbern zu logieren und auch den Underhalt daraus zu ziehen. Deslogierung uns Vurge gefahrt“.

2 Kompagnien rüchten tatsächlich und zwar wohl in erster Linie wegen Verpflegungsschwierigkeiten ab. Doch die eine Reiterabteilung bleibt und erpreßt das Wenige, was noch vorhanden.

Auf 2 weitere bringende Schreiben nach Kassel vom 11. und 16. Juli wird die Antwort zuteil: Sie wünschten auch, sie blieben verschont, aber sie brauchen nicht zu glauben, als ob ihnen „ein Unrecht geschehe“, als ob man in Kassel an ihrem „Ruin einigen Gefallen trage“, und mit den übrigen in Armut bringen wolle.

General-Deutnant Melander habe vermöge des Stillstands Accords das ganze Geysische Regiment zu Pferd herausgeschickt und demselben Ordre auf das Stift Fulda erteilt. Um Verbeibaltung guter Nachbarschaft willen sei aber ihnen nur eine einzige und fast die geringste Kompagnie Dragoner zugewiesen. „Werdet Euch noch ein geringes pattenzieren, die Curigen aber zu Geduld zu vermehren wissen.“

Doch im Oktober liegt die Kompagnie immer noch in Schütz. Wieder haben die Gerichtsjunker nach Kassel um Hilfe und Befreiung sich gewandt. Sie erhalten wieder abschlägige Antwort mit den üblichen Vertröstungen in einem Schreiben vom 6. Okt. 1638. Darin heißt es: Sie „wünschen auch von Herzen, daß ihnen undhero Untertanen geholfen werden“ könnte; sehen aber kein Mittel, wodurch ein solches geschehen könnte. Sintemal, wenn man ihnen die Völker abnehmen wollte, „es nicht allein an Quartieren zu ihrer anderweitigen Accomodierung ermangelt, sondern sie auch nothwendiger der Ursache halber anhero ins Landt gelegt und daßjenige, was man die Curigen also entledige, würde hiezigten armen Untertanen uffgebürdet werden müssen“. Sollten sich daran erinnern, wie nämlich dieses arme Landt uffs Neuzerhe und mehrere Theils Dertther ohngleich ärger, als andere Stättlein und Unterthanen durch Raub und Brandt und andere vorgegangenen Extremitäten und Feindseligkeiten zugerichtet und verderbet. Derohalben ganz ohnmöglich, ihnen weiter einige Mann einzulogieren oder eines Dellers Wert ferner zuzuweisen und uffzuerlegen.

Geduldet Euch um solcher Ursach willen noch ein geringes bis zur Erlangung des gewünschten Friedens, die Euern auch bis dahin zu ebenfolcher Patienz anzuweisen wissen werdet.“

Einen ganz erschütternden Eindruck der damaligen entsetzlichen Not und Verzweiflung gewähren die beiden letzten Urkunden aus jener trostlosen Zeit. Noch einmal und soviel ersichtlich zum letztenmal klagen die Gerichtsjunker den Kriegsräten am 23. Oktober 1638 ihres Landes und seiner Bewohner grauenvolle Not. Sie bringen vor: „Den ganzen Sommer bis dato haben wir ohnerträgliche kontinuirliche Kriegslast. An die Herren (Kriegsräte) verschiedentlich und Offters ganz inständig Witten gelangen lassen, auch dieselben mit Annahnung zur geringer Gedult und Doffnung widerfahren lassen, daß ist allermeist bekannt. Wenn wir aber wider alle gute Zuversicht unter der Last stehend die vertröstete Deslogierung im Wenigsten erfolgt und es nunmehr nach uffgezehrten allem Vorrat gar ad extrema komme, also, daß die noch wenigen verpbliebenen verdorbenen Leuth ihren Hunger zu stillen auch daß Mochfleisch von den abgegangenen Pferden nicht schonen, sondern hierbei uff dem Schindler Wägen sich häufig finden, welches ohn' schmerzliche Erbarmung nicht gehöret, weniger angesehen werden kann, so ersuchen wir die Herren nochmals flehentlich, sie geruben doch den ohnbeschreiblichen gleichwohl umh das fürstliche Hauß Dessen ohnverdienten Jammer und Ruin der armen Leuthe deromal mit mehr erbarmenden Herzen uns von der mehr, als bleischweren Last zu entledigen, deßen wir uns getrösten.“

Es scheint auch auf diese herzendringende flehentliche Bitte nichts erfolgt zu sein, denn in ihrer Not und Verzweiflung wenden sich die Gerichtsjunker jetzt sogar an die Landgräfin-Witwe Amalie Elisabeth in Kassel, und senden gleichzeitig einen Bevollmächtigten, der noch mündlich ihre ganz verzweifelte Lage darlegen soll. In dem Schreiben führen sie aus: Das ganze Geysische Regiment, da es seinen Zug nach dem Stift Fulda genommen, sei dazugewesen. Hernach 3 Kompagnien eine gute geraume Zeit und leztlich, als wir die große Last nicht länger ertragen können, zwei Kompagnien zwar abgeführt, aber die eine dritte noch stets bis daher nun in die 18. Woche ohnaufhörlich uns uff dem Haß gelegen, wo denn im Anfang gleich alles, was auf dem Feldt und in den Häusern vorhanden, mit großer disorder auf einmal verderbet und hinweggenommen, daß die wenigen noch abrigen Leuthe durch das kontinuirliche Geben nunmehr bis auf den Neuzerhen Grad ausgemergelt bereits Hungers halber dahin fallen, totkrank und matt sein, die Uebrigen aber mit einem Bettelstab aus dem Lande zu gehen und Hauß und Hof mit dem Rücken anzusehen, einen guten,

wiewohl erbärmlichen Anfang gemacht, wodurch das Landt, wenn nicht eilend Remediierung geschieht ganz und gar wüst und leet gelassen wird. Ob wir nun wohl den Herren Kriegsräten diese unsre Not und äußerstes Verderben von Anfang bis zu Ende zum öfteren geklagt und sehr beweglich zu Gemüth geführet, aus was für Ursach wir die Last dem Stift Fulda aufflegnet allein tragen und vor allen andern mehr nbergeworfen und aus dem Landt gejagt werden sollten, so haben wir immer bloße Vertröstungen, daß es nur auf etliche Tage geschehen und derohalber bis zur Remediierung wir uns gedulden wollten, nichts erhalten können. Wenn dann die Sache mit uns obgemeldetermaßen und noch viel verderblicher, als es in Kürze beschreiben werden kann beschaffen, aber von den Kriegsräten, ob wir gleich gar verzinten noch zur Zeit keine Deslogierung verordnet, so haben zu gnädiger Landgräfin Gnaden selbst in unsern Neugsten und Räten wir unsere Zuflucht nehmen wollen und untertänigst bitten: „Dieselben geruben, sowohl aus dem Schreiben unserer abgefertigten mündlichen relatio: unsern jämmerlichen Zustand untertänig vortragen zu lassen und in Betracht unsrer Geschuld und zugefügten höchsten Ohnbilligkeit und mit eilender ohnverzäglichler Deslogierung und Verschönung instänstig uns und unsern armen Leuthe gnädig zu erfreuen.“

Ob diese letzte verzweifelte Bitte an hoher Stelle etwas genügt hat, wissen wir nicht. Vielleicht hat auch erst die ganz entsetzliche Not, als auch für sie kaum noch etwas „zum Klagen und zum Beihen“ gab, die erbarmungslosen, ungeladenen Gäste zum Abzug veranlaßt. Jedenfalls brechen hier die Urkunden ab und wir hören nichts mehr bis zum Ende jenes grauenvollen Krieges über die weitem Schicksale des Gerichts Schütz und seiner Bewohner.

Nur noch wenig arme Leute mögen es gewesen sein, welche in Schütz und den zugehörigen Dörfern sich aufhielten. Wer es irgend vermochte, flüchtete sich in die benachbarten größeren Städte, wie Lauterbach und Alsfeld, oder suchte in der weiten Ferne ein neue Helmat und ein neues Glück. So sind nachweislich damals Schütziger Leinweber nach Elberfeld ausgewandert, deren Geschlechter s. T. heute noch dort blühen.

Dafür wanderten aber wieder Ende der 40er Jahre in jene Zeit zahlreiche landflüchtige, heimatische Leute ein und ließen sich hier nieder, darunter Vertriebene aus Amöneburg, Kirchlein und Schweinsberg. Der letztere Ort war 1635 vom kaiserlichen Obristen Bönninghausen bis auf die Kirche und zwei Häuser zerstört worden.

Endlich erklangen die Friedensglocken. Viele, die während drei langer Jahrzehnte die Greuel dieser schrecklichen Zeit miterlebt hatten, konnten es kaum glauben, daß wieder Friede sei, daß jeder ungestört seinem Beruf nachgehen dürfe, und ihm auch der Lohn zuteil werde für seiner Hände Fleiß.

Lange Jahrzehnte vergingen, bis die schweren Wunden, die jene Zeit geschlagen, anfangen zu vernarben. Und doch suchbare Jahre, die Gott bescherte, und neu herauswachsende Geschlechter, die im Glauben an eine bessere Zukunft alle Kräfte anspannten, führten auch wieder Zeiten neuer Blüte und neuen Aufschwungs herbei für das Schützerland und das alte burgengefrönte Städtchen in seiner Mitte.

Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

	ber	vor	läßt	pein	nein	dig
geh	ü	wünsch	der	und	gnä	hen lä
en	den	samt	zu	hört	fle	chelt und
gend	der	geht	nen	ihr	mel	der raum
ju	seh	schö	wohl	traum	him	nen nen
nen	nach	chem	fläm	mit	trä	ster stürent
	man	ge	un	und	den	sie

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Rost, Rose.